

SADIE JONES | Kleine Kriege

Zum Buch

Großbritannien Anfang der 50er Jahre: Die junge Clara hat in dem Soldaten Henry Treherne ihre große Liebe gefunden. Ihr frisch angetrauter Ehemann ist tatendurstig und voller Ideale, wild entschlossen, der Queen und dem Vaterland zu dienen und wie schon sein Vater Karriere beim Militär zu machen. Als seine Einheit 1956 nach Zypern verlegt wird, um den Anschluss der britischen Kronkolonie an Griechenland zu verhindern, folgt Clara Henry mit den einjährigen Zwillingstöchtern. Doch die Lage vor Ort wird schnell zum blutigen Ernst; hinterhältige Anschläge und gewalttätige Auseinandersetzungen gehören auf Zypern zum Alltag. Clara lebt mit den Zwillingen in ständiger Angst, und auch an Henry gehen die Schrecken des Krieges nicht spurlos vorüber. Immer mehr zieht er sich von seiner geliebten Frau zurück, und das einst so glückliche Paar findet keinen Zugang mehr zueinander. Claras Verzweiflung wird immer größer, denn während um sie herum der Krieg wütet, spitzt sich auch ihre private Situation gefährlich zu.

»Die sinnliche Schönheit der Mittelmeerinsel Zypern, Gefühle von Leidenschaft und Zerrissenheit sind ebenso berührend geschildert wie Schmerz und Einsamkeit.« *Deutschlandradio*

»Sadie Jones beschenkt ihre Leser mit einer großen Parabel um Krieg und Schuld, Liebe und Vergebung.« *Frankfurter Neue Presse*

Zur Autorin

Sadie Jones wurde als Tochter eines Schriftstellers und einer Schauspielerin in London geboren. Sie reiste einige Jahre durch die Welt und arbeitete dann u. a. für die BBC als Drehbuchautorin. 2008 erschien ihr von Presse und Buchhandel gefeierte Debütroman *Der Außenseiter*, für den sie mit dem *Costa First Novel Award 2008* ausgezeichnet wurde. Sadie Jones lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in London.

SADIE JONES

Kleine Kriege

Roman

Aus dem Englischen von Brigitte Walitzek

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel *Small Wars*
bei Chatto & Windus, Random House, London



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 04/2012
Copyright © Sadie Jones 2009
Copyright © der deutschen Ausgabe by Schöffling & Co.
Verlagsbuchhandlung GmbH, Frankfurt am Main 2010
Copyright © dieser Ausgabe 2012 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Abdruck des Zitats von T. S. Eliot aus »Das öde Land«
in der Übersetzung von Norbert Hummelt
mit freundlicher Genehmigung des Suhrkamp Verlags
Lizenz Ausgabe mit freundlicher Genehmigung
Umschlaggestaltung | © t.mutzenbach design, München
Umschlagmotiv | © ullstein-bild/Roger-Viollet;
© Hulton Archive/GettyImages
Satz | Christine Roithner Verlagsservice, Breitenbach
Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2012

978-3-453-35583-5

www.diana-verlag.de

Kleine Kriege

»Allmächtiger Gott, dessen Sohn,
unser Herr, Jesus Christus, der Herr über alles Leben,
nicht auf die Erde kam, daß er sich dienen lasse,
sondern daß er diene,
hilf uns, Herren unserer selbst zu sein,
auf dass wir anderen dienen können,
und lehre uns, dienend zu führen,
durch Jesus Christus unseren Herrn, Amen.«

Gebet der königlichen Militärakademie Sandhurst

– Doch als wir wiederkamen aus dem Hyazinthengarten,
es war schon spät,
Du hattest die Hände voll, dein Haar war naß,
da konnte ich nicht mehr
Sprechen, ich sah auch nichts mehr, ich fühlte mich weder
Tot noch lebendig, und alles war weg.
Als ich ins Herz des Lichts sah, die Stille.

T. S. Eliot, *Das öde Land*

Prolog

Sandhurst, Juli 1946

Ein englischer Regen fiel auf die Instrumente der Musiker, auf ihre olivgrünen Uniformen und die Uniformen der marschierenden Kadetten. Lautlos legte er sich in feinen Tropfen auf die Schirme der zuschauenden Familien, auf die Filzhüte der Männer und die Handschuhe der Frauen, überzog die graugrüne Landschaft um sie herum mit Feuchtigkeit und benetzte alles mit feinen Wasserperlen.

Die Kapelle spielte ›Auld Lang Syne‹, und der Klang der Kommandos und der Marschritte schien eine strahlende Zukunft zu verheißen, die sich auf England gründete, und auf Disziplin – eine Disziplin, die die Liebe zu England noch stärker machte.

Die Familien standen in Zehnerreihen auf der einen Seite des Paradeplatzes. Auf der anderen erhob sich das langgestreckte weiße Gebäude mit den imposanten Säulen. Dazwischen die kleine Musikkapelle und die marschierenden Kadetten in ihren dunkelgrünen Feldanzügen, die Gewehre geschultert. Die Uniformen waren schwer und feucht vom Regen. Im Muster der marschierenden Füße, der Gewehre und der zur Seite gedrehten Köpfe konnten die Mütter ihre Söhne kaum voneinander unterscheiden, was sie einerseits beschämte, andererseits aber auch stolz machte. Ihre Söhne waren nun Teil eines größeren Ganzen, aus dem sie sich nicht heraushoben.

Viele der Eltern hatten schon die Abschlussparaden anderer Söhne miterlebt, und einige der Väter erinnerten sich an ihre eigene. Die heutige Parade, im Jahr 1946, hatte genau wie England selbst nur wenig Prunkvolles, war aber von einer ganz eigenen, schlichten Feierlichkeit. Sie war nicht zu vergleichen mit dem heiteren, festlichen Zeremoniell der Zeiten dauerhaften Friedens, sondern hatte etwas Entschlossenes und Pragmatisches, als würden diese jungen Männer, wie ihre Kameraden vor nicht allzulanger Zeit, sofort anschließend in den Krieg ziehen.

Deshalb gab es wohl auch niemanden hier, der sich seiner Gefühle schämte. Es *war* ein emotionaler Augenblick, es sollte einer sein, und das war allen bewusst. Soweit Arthur Henry Treherne, genannt Henry, sich erinnern konnte, hatte er seinen Vater nur ein einziges Mal mit den Tränen kämpfen sehen, und zwar, als er den Tag seiner eigenen ›Sovereign's Parade‹ schilderte.

Henry hatte keine Probleme mit seinen Gefühlen. Er empfand nur denselben Wunsch wie immer, seine Sache gut zu machen, einen unglaublichen, fast körperlich spürbaren Stolz und das brennende Verlangen, die Zukunft in Angriff zu nehmen und sie für sich zu erobern. Doch daran dachte er in diesem Moment nicht. In diesem Moment dachte er nur an die präzise Ausführung dieses einen kleinen Teils seiner Ausbildung, immer wieder eingeübt und schließlich gemeistert. Erst später, als er und seine Kameraden – Gewehr an der Schulter, Augen geradeaus – stumm und hoch aufgerichtet dastanden, damit Prinzessin Elizabeth ihre Reihen inspizieren konnte, erst da spürte er es plötzlich, eine Art Überströmen, und musste blinzeln und den Blick starr auf die Bäume in der Ferne richten.

Es herrschte beinahe vollkommene Stille, als die junge Prinzessin, von allen beobachtet, die Reihen der Kadetten abschnitt. Henry hörte sie näher kommen. Sie war die Verkörperung seines Landes, dem zu dienen sein größtes Anliegen war und immer sein würde. Er dachte an Gott – seine verschwommene, demütige Vorstellung von Gott – und wagte zu hoffen, dass er auch Ihm ein guter Diener war.

Flankiert von seinen Kameraden, dachte Henry auch kurz an seinen Vater, der seine Schlachten hinter sich hatte und ihn aus der Menge heraus beobachtete. Und an seine Mutter, die, auf ihre stille Art zufrieden, neben ihrem Mann stand. Dann konzentrierte er sich wieder auf das unmittelbare Geschehen. Die Offiziere und Adjutanten, die die Prinzessin begleiteten, schoben sich von der Seite her in sein Blickfeld und durchquerten es, ohne dass er auch nur mit der Wimper zuckte. Undeutlich nahm er den oberen Teil des cremefarbenen Hutes der Prinzessin am unteren Rand seines Gesichtsfelds wahr. Sie blieb kurz stehen, ging an ihm vorbei, ging weiter, und die sie begleitende kleine Gruppe bewegte sich ebenfalls weiter an den Reihen der Kadetten entlang.

Henrys Mädchen hieß Clara Ward. Sie stand mit ihren Eltern und ihrem jüngeren Bruder ebenfalls in der Menge. Später, auf dem Abschlussball, würde sie mit ihm tanzen. Clara war die Schwester von Henrys Freund James. Sie hatten sich kennengelernt, als Henry mit James zu Besuch zu dessen Familie nach Buckinghamshire gefahren war.

Die Wards wohnten in einem weiträumigen roten Backsteinhaus mit weißgestrichenem Gartentor, weißer Haustür, weißen Schiebefenstern und Fensterbänken und einem großen Garten, in dem es einen Fliederbaum, mehrere Apfelbäume, zahlreiche Rosensträucher und einen gepflegten Rasen gab,

durch den ein Bach mit einer kleinen Brücke darüber floss. Clara und ihre beiden Brüder waren dort aufgewachsen und in allen Schulferien von ihren jeweiligen Schulen dorthin zurückgekommen, und das Haus trug immer noch die kleinen Narben ihrer Kindheit in Form der schiefen Schaukel und der fadenscheinigen Teppiche.

Es war ein Haus für Weihnachtsfeste, für Sommertage, für Schulferien, für Schaukelpferde und Windpocken. Es hatte Rasseln und Holzspielzeug gesehen, Schulranzen und Regenmäntel, und später Abendkleider und Perlentäschchen an dünnen Kettchen, die auf den Stühlen in der Diele abgelegt wurden, wenn Clara und James, müde von einer Party, nach oben und ins Bett gingen.

Henry hatte Clara bei einem Wochenendbesuch gleich in den ersten Wochen seiner Ausbildung kennengelernt. Er und James waren an einem Samstag nach dem Tee angekommen, und da James mit seinem Vater über Geld reden wollte, hatte Henry beschlossen, zum Rauchen in den Garten zu gehen, um nicht zu stören.

Eine bläuliche Dämmerung senkte sich herab, als Clara, den Arm voller nasser Blumen, aus dem Garten ins Haus kam, und um ein Haar wäre Henry, der einen kleinen Tisch umrundete, mit ihr zusammengestoßen. Er hatte sich entschuldigt und sie hatten sich verlegen die Hand gegeben. Claras war von den Blumen ganz nass gewesen. »Sie müssen James' Schwester sein«, hatte Henry gesagt, und Clara hatte geantwortet: »Ja, ich bin Clara.«

Sie sprach es wie ihr Bruder als ›Claire‹ aus und fügte hinzu: »Und Sie müssen Henry sein.«

»Ja«, war das Einzige, was er hervorbrachte. Ihre Stimme und ihr Aussehen hatten ihm die Sprache verschlagen.

Sie waren aneinander vorbeigegangen, er in den Garten, um seine Zigarette zu rauchen, sie in die Küche, um die Blumen ins Wasser zu stellen. Von da an ging ihr Bild ihm nicht mehr aus dem Kopf. Sie hatte sehr helle Haut, dunkle, rötlichbraune Haare von der Farbe von Kastanien, von Mahagoni, und tiefblaue Augen. Sie war siebzehn, er neunzehn.

Entschlossen hatte Henry von diesem Augenblick an alles daran gesetzt, Clara so oft wie möglich zu sehen, und im Lauf der wenigen Monate seiner Ausbildung fuhr er an jedem freien Wochenende mit James nach Hause.

Seine eigenen Eltern lebten in der Nähe von Warminster, in Somerset, nicht weit von Stonehenge entfernt, in einem dunkelgrau verputzten Haus mit schön proportionierter Fassade, hinter der sich ein älteres, kompliziert verschachteltes Inneres verbarg. Stoisch und pragmatisch ertrug es den Wind, der über die Ebene von Salisbury wehte, kaum dass einmal eins der viktorianischen Fenster klapperte. Henry kam immer gern in die großen, kühlen Räume mit ihren goldgerahmten Gemälden und ihren vertrauten Echos zurück. Die düsteren Farben und die Kälte des Hauses bedeuteten ihm Geborgenheit. Obwohl er vor seinen Besuchen bei den Wards nie darauf geachtet hatte, wie abweisend sein eigenes Elternhaus wirkte, fühlte er sich dort trotz aller Unbehaglichkeit wohler als in dem lichtdurchfluteten Dorfhaus der Wards. Doch so sehr ihm die stummen Mahlzeiten und die nackten Bodenplatten seines Zuhauses auch ans Herz gewachsen waren, gab es für ihn nichts Wichtigeres als Clara und er nahm ihre unbeschwertere, chaotische Familie gern in Kauf, nur um bei ihr sein zu können.

Sie schrieben sich Briefe, in denen sie offener und freimütiger miteinander umgingen, als wenn sie beisammen waren.

Er nannte sie sein »rot-weiß-blaues Mädchen« – wegen ihrer Farben –, und als er sie bat, ihn nach der Abschlussparade zum Ball zu begleiten, war das nicht weiter überraschend, aber es war bedeutsam.

Clara stand mit ihren Eltern und ihrem jüngeren Bruder in der Menge und versuchte, Henry und James unter den anderen Kadetten herauszufinden. Sie musste sich auf die Zeehenspitzen stellen, um über die vor ihr stehenden Leute hinwegsehen zu können. Ein Stück weiter, ganz vorn in der ersten Reihe, sahen sich auch Arthur und Jean Treherne die Parade an.

Arthur Treherne und George Ward hätten nicht unterschiedlicher sein können. George war ein umgänglicher, anspruchsvoller, eher klein gewachsener Mann. Seine Hosen schlugen an den Knöcheln weiche Falten und seine Mäntel sprachen von spärlich beleuchteten Büros und häuslichen Kleiderständern. James war der erste in der Familie, der als Berufssoldat zur Armee gegangen war, und die Wards hatten seinen Eintritt in diese Welt eher abwehrend und besorgt beobachtet.

George war Beamter. Jeden Tag verließ er das Backsteinhaus in Buckinghamshire, um zur Arbeit zu fahren, und kam jeden Abend zu Moira, Clara und den beiden Söhnen zurück. Er hatte kurz im Ersten Weltkrieg gekämpft, für ihn – selbst heute noch – die mit nichts anderem vergleichbare, absolut schrecklichste Zeit seines Lebens. Er verstand nicht, wie man aus freien Stücken Soldat werden konnte, und war sich bewusst, dass er sich hauptsächlich deshalb dauerhaften Frieden auf der Welt wünschte, damit seine beiden Söhne nicht durchmachen mussten, was er selbst durchgemacht hatte, und

damit seiner Tochter das Los einer Soldatenfrau erspart blieb. Und doch war er hier, wo sich seine fast unüberwindliche Abneigung – und seine Angst – mit einem Stolz mischten, den er kaum begreifen konnte.

Henrys Vater Arthur dagegen war mit Leib und Seele Soldat, war es immer gewesen und würde es, einerlei wie er gekleidet war oder wo er sich aufhielt, immer sein. Er hatte die gleiche Statur und die gleiche Haut- und Haarfarbe wie Henry, obwohl seine dunkelblonden Haare inzwischen von Grau durchzogen waren und die Knochen seines Gesichts sich deutlich unter der Haut abzeichneten. Er verfolgte die Parade ohne auch nur eine Spur der widerstreitenden Gefühle der Wards, die in einem Lederhandschuh steckende Hand fest auf die seiner Frau gelegt, die auf seinem Arm ruhte. Er empfand weder Sorge noch Bedauern, sondern tiefen Stolz auf seinen Sohn, dessen heutiger Abschluss nur ein seit langem erwarteter, lange vorhergesehener Schritt auf dem Weg in eine ruhmreiche Zukunft war.

Nach der Parade verwandelte sich der sanfte Regen in ein kaum noch merkliches Nieseln, das den Geruch von nassem Gras und Pulverdampf in sich trug, und die Vögel begannen wieder zu singen. Die frischgebackenen Offiziere und ihre Familien standen grüppchenweise auf dem Paradeplatz zusammen. In den hohen, nur noch vage erkennbaren Bäumen in dem diesigen Park ringsum herrschte nun, da die Gewehrsalven verstummt waren, weithin Stille. Die Frauen zitterten in der kühlen Sommerluft und hängten sich enger bei ihren Männern ein. Clara Ward stand schüchtern neben ihrem Bruder James, scherzte mit ihm und hoffte, dass Henry bald zu ihnen kommen würde.

Henry und seine Eltern hatten sich nicht viel zu sagen, nachdem die Glückwünsche ausgesprochen waren, und Henry verdrehte den Kopf, um über die Schulter zu Clara und ihrer Familie hinüberzusehen und fragte sich plötzlich nervös, worüber sie sich den ganzen Abend unterhalten sollten. Er wäre gern mit ihr allein gewesen. Außerdem hätte er sie gern schon gekannt, statt sie noch kennenlernen zu müssen – ein Prozess, der ihm Angst machte.

Nach der Parade fuhren die Wards zurück nach Buckinghamshire, um sich für den Ball umzuziehen. Die Trehernes hatten sich in einem Hotel in der Hauptstraße von Godalming eingemietet, weil sie zu weit entfernt wohnten, um hin- und zurückzufahren. Arthur und Jean genehmigten sich unten in der Bar einen zu warmen Gin Tonic, während Henry auf sein zur Straße gelegenes Zimmer ging.

Er legte Gürtel und Jacke aufs Bett, wanderte eine Weile auf und ab und dachte an Clara. Sie war für ihn wie ein fremdes Land, bei dem er jedoch das Gefühl hatte, es schon immer gekannt zu haben, ähnlich wie die Länder, die in seinem Atlas als Zeichen ihrer Zugehörigkeit zu Großbritannien rosa eingefärbt waren und mit denen er seit seiner Kindheit vertraut war. Wie ein ferner Ort voller Schätze und Gewürze, der trotzdem englisch war, wartete sie darauf, dass er zu ihr kam: sie war für ihn wie Indien.

Claras Kleid war passend zu ihren Augen ausgesucht worden. Es war mitternachtsblau und trägerlos und der Rock, aus Tüll und sehr weit geschnitten, war mit farblosen Glasperlen bestickt. Ihr Dekolleté fühlte sich sehr nackt und weiß an; sie hatte verschiedene Möglichkeiten ausprobiert, ihre Stola so zu drapieren, dass der Ausschnitt mehr bedeckt war.

Das Kleid ihrer Mutter – die sich für Claras Tüllmassen geopfert und auf ein neues Kleid verzichtet hatte – war aus steifem, bräunlichem Taft und sieben Jahre alt und würde heute, so hoffte Moira zumindest, seinen endgültig letzten Auftritt haben.

James und Bill lieferten sich auf dem Treppenabsatz einen Ringkampf, dass der ganze Boden bebte. Bill war vierzehn und eigentlich zu alt für Ringkämpfe auf Treppenabsätzen, und James hätte sowieso vernünftiger sein müssen. Schließlich war er zwanzig und hatte außerdem immer noch die Uniform an, die er auf der Parade getragen hatte.

Clara saß im Abendkleid auf ihrem Bett und lauschte auf das Gerangel und Gelächter ihrer Brüder. Ihr war zutiefst wehmütig zumute. Bald würden sie alle von zu Hause weggehen. Alles würde sich verändern. Sie hatte das Gefühl, die Hand ausstrecken und ihre Kindheit berühren zu können, die in diesem Haus immer noch lebendig war und sie überall umgab. Sie legte die Hände leicht auf die Kante des Betts, als sie hörte, wie ihre Mutter die Treppe heraufkam und bei den Jungen auf dem Absatz stehen blieb. »James! Bill! Hört sofort mit dem Unsinn auf!«

Sie betrat Claras Zimmer und setzte sich neben sie. Dabei hob sie ihr Kleid an, um es nicht zu zerknittern.

»Kindsköpfe«, sagte Clara.

Ihre Mutter nahm ihre Hand. »Soll ich dir jetzt die Haare machen?«

Clara nickte, aber keine von ihnen rührte sich. Sie blieben still nebeneinander sitzen, um sie herum nur das Geräusch der unbeeindruckt weiter rangelnden Jungs und das Gurren einer Taube im Garten.

Alle Frauen auf dem Ball trugen lange Abendkleider, aber nur die Hälfte der Männer dunkle Abendanzüge. Die jungen Offiziere in den Ausgehanzügen ihrer neuen Regimenter hoben sich farbenfroh von den feierlichen Smokings ihrer Väter und der sonstigen männlichen Gäste ab.

Henry hatte zu Beginn des Abends an der Tür zum Ballsaal auf Clara gewartet, und als er sie auf sich zukommen sah, machte sich wieder diese merkwürdige Stille in ihm breit, die sie immer in ihm auslöste. Es war nicht einfach so, dass er kein Wort über die Lippen brachte oder nervös wurde, wenn er sie sah – obwohl auch das zutraf. Vielmehr war es so, dass sie ihn völlig überwältigte.

Sie kam in Begleitung ihrer Familie. Henrys Eltern waren bereits in der Menge verschwunden. Sein Vater stand in einer großen Gruppe von aktiven Offizieren und Offizieren a. D. auf der anderen Seite des Saals und achtete weder auf Henry noch darauf, mit wem er zusammen war oder nicht, aber die Wards blieben einen Moment stehen, während Henry und Clara sich ansahen.

»Weißt du schon, wo sie dich als Nächstes hinschicken werden?«, erkundigte sich George bei Henry.

»Das hat Clara uns doch schon gesagt, George«, warf Moira ein und tauschte ein Lächeln mit Clara. Aber George hielt den Blick weiter fest auf Henry gerichtet.

Henry hatte das unangenehme Gefühl, dass dieser freundliche Mann ihn nicht mochte. Eigentlich schien er nicht der Typ Vater zu sein, der eifersüchtig und beschützerisch über seine Tochter wachte, aber Henry wusste, dass sein Interesse an Clara George aus irgendeinem Grund missfiel. Er hatte noch nie mit jemandem darüber geredet, wie er selbst oder sonst jemand dachte oder fühlte, und da sich die Unterhal-

tungen in seiner eigenen Familie auf die Hunde, gelegentliche gesellschaftliche Verpflichtungen oder Äußerungen seines Vaters über den Krieg oder politische Ereignisse im allgemeinen beschränkten, war Henry in keiner Weise für die vertraulicheren Aspekte menschlichen Miteinanders gerüstet. Er hatte keine Ahnung, wie er das Problem, dass George Ward ihn nicht mochte, anpacken sollte. Aber wenn er sich, wie es seine Absicht war, immer korrekt verhielt, dachte er, würde sich alles irgendwann in Wohlgefallen auflösen.

James schnitt seiner Schwester über Henrys linke Schulter hinweg eine Grimasse, um sie zu ärgern.

»Verzieh dich, James«, sagte Clara, und schließlich schlepp-ten ihre Eltern ihn mit sich, und Henry und Clara waren endlich allein.

»Alles in Ordnung?«, fragte Henry.

»O ja«, sagte Clara.

Ihm fiel auf, dass sie sich die Lippen geschminkt hatte, zum ersten Mal, seit sie sich kannten. Es stand ihr gut, wirkte aber zusammen mit dem Kleid so glamourös, dass es ihn ganz aus dem Konzept brachte. »Möchtest du vielleicht ein Glas Punsch?«, fragte er.

»Gern. Wo gibt es denn welchen?«

»Da drüben. Komm mit.«

Gemeinsam schlängelten sie sich durch die Menge, bis sie auf einen Kellner mit einem großen, vollbeladenen Tablett stießen.

»Oder lieber einen Cocktail?« Stirnrunzelnd sah er zu ihr hinunter.

»Das ist mir egal«, sagte Clara.

»Na dann.«

Er griff sich zwei Gläser Punsch von dem Tablett und

reichte ihr eins. »Keine Ahnung, was da alles drin ist. Wahrscheinlich irgendwas Grässliches, wenn man nach dem Fraß geht, den sie einem hier vorsetzen.«

»Ach, es schmeckt sicher wunderbar.«

Ein kurzes, schrecklich angespanntes Schweigen machte sich breit.

»Wir haben hier nicht gerade viel Übung im Umgang mit Mädchen. Tut mir leid, wenn ich kein besonders beeindruckender Gesprächspartner bin.«

Sie wirkte erleichtert. »Du machst dich sehr gut. Aber zu Hause war es irgendwie leichter, findest du nicht auch?«

»Viel. Dass wir so herausgeputzt sind, macht alles komplizierter.«

»Bis jetzt hast du mich immer nur in Hosen gesehen. Noch dazu wahrscheinlich welchen voller Hundehaare.«

»So schlimm war es nun auch wieder nicht. Abgesehen davon kenne ich dich auch in Kleidern.« Er zögerte. »Du hast darin sehr hübsch ausgesehen.«

Clara sah in ihren Punsch, von dem sie noch keinen Schluck getrunken hatte. Ihre Hand, die das Glas hielt, steckte in einem Handschuh. Er hätte ihr den gern ausgezogen, hätte gern ihre Hand gehalten. »Möchtest du tanzen?«

»Ja, gern.«

»Ich bin aber kein besonders guter Tänzer.«

»Ach nein? Wo ich doch eine geradezu begnadete Tänzerin bin«, sagte sie, und Henry lachte und wusste, dass er sich in ihr nicht getäuscht hatte.

Sie tanzten zu ›Choo Choo Ch'Boogie‹, zu ›Fools Rush In‹, zu ›Mam'selle‹. Sie tanzten, bis ein später Imbiss gereicht wurde, und ließen sich von nichts und niemandem unterbrechen.

Obwohl die frischgebackenen Offiziere schon ihren jeweiligen Regimentern zugeteilt waren, hielten sie ihre Schulterabzeichen den ganzen Abend über verdeckt. Erst um zwölf Uhr würden die Mädchen ihnen die kurzen schwarzen Stoffstreifen abreißen und ihre Verwandlung in Soldaten komplett machen. Manche ließen sich die Streifen von ihren Schwestern abnehmen oder, Gott bewahre, von ihren Müttern, aber Henry, der sich seiner Umgebung überhaupt nicht mehr bewusst war, hatte dafür Clara, und die Tatsache, dass damit eine Art Versprechen verbunden schien, beunruhigte ihn kein bisschen.

Nach dem heutigen Abend und nach ein paar Manövermonaten in England würde er mit seinem Regiment nach Deutschland gehen. Er würde Clara von dort schreiben, sie besuchen, wann immer er konnte, und zu gegebener Zeit – und sofern sie wollte – würde er sie heiraten.

Beim misstönenden, ausgelassenen Countdown zu Mitternacht hob Clara die Hand, um den Stoffstreifen von Henrys Schulter zu lösen – sie musste dazu endlich ihre Handschuhe ausziehen –, und lächelte ihn an.

Henry sah nur noch das Mädchen, das vor ihm stand, und den Dienst, dem er sich verpflichtet hatte, und in der absoluten Stille in seinem tiefsten Inneren verschrieb er sich beidem mit Haut und Haar.

Teil Eins

Zehn Jahre später
Limassol, Zypern, Januar 1956
Während des Ausnahmezustands



Sadie Jones

Kleine Kriege

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-35583-5

Diana

Erscheinungstermin: März 2012

Henry Treherne ist ein junger, einsatzfreudiger Soldat, berufen zu einer außergewöhnlichen Karriere. Seine große Liebe Clara bestärkt ihn in dem brennenden Wunsch, etwas Bedeutendes zu leisten. Als Henrys Einheit 1956 nach Zypern verlegt wird, folgt sie ihm mit den einjährigen Zwillingen. Doch was zunächst wie ein »Sonnenschein-Kommando« aussieht, wird schnell bitterer Ernst. Die Briten verteidigen die Kronkolonie gegen die griechisch-zypriotische Untergrundorganisation, und die Gefechte sind alles andere als ruhmreich. Die Gräueltaten, in die Henry verstrickt wird, gehen nicht spurlos an ihm vorüber. Claras Angst wächst von Tag zu Tag — sie befinden sich im Krieg, und ihr Ehemann wird ihr immer fremder ...